

Dies und das

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Dies und das

Ende der Ladengeschäfte

Ich möchte auf eine interessante Wandlung aufmerksam machen, die sich in unserem Volks- und Geschäftsleben vollzieht. Sie gehen sicherlich mit mir einig, daß es in unserem Lande sehr viele Verkaufs- und Ladengeschäfte gab und noch gibt. Die Zeit der Ladengeschäfte scheint indessen zu Ende zu gehen. Wir haben jetzt so viel Kultur, daß man uns nicht mehr zumuten kann, einen Laden zu betreten; der währschafte Schweizer besucht einen „shop“. Es gibt bereits „shops“ für alles mögliche, und in einem Inserat, das kürzlich in den großen Tageszeitungen erschien, wurde als neueste Errungenschaft ein „auto shop“ angepriesen. Die Engländer und Amerikaner nennen ihren Wagen zwar nicht Auto, aber es genügt ja, wenn für uns nur der halbe Ausdruck englisch ist. 50 Prozent Kultur ist immerhin besser als gar keine. Es ist übrigens schön, „shoppen“ zu gehen. Ein Schaufensterbummel oder das Einkaufen ist gar nichts dagegen. Trotzdem bin ich bedrückt: die Zürcher Bahnhofstraße galt nun seit langem als eine der schönsten Ladenstraßen der Welt. Damit dürfte es in absehbarer Zeit vorbei sein. Aber vielleicht könnte sie die schönste „shop-Straße“ werden — bitte, nicht Schopf-Straße sagen! — und es ist kaum zu glauben, was für ein Glück das für uns alle bedeuten würde. Welche Gediegenheit, wenn das Liseli den italienischen Pulli im hocheleganten „shop“ des Miggel Sträuli kaufen könnte. Nun werden wir hoffentlich bald den „Krawatten-shop“ und den „Wurstwaren-shop“ haben. Man muß schließlich mit der Zeit gehen. Finden Sie nicht auch? „Kaufmännisches Zentralblatt“

Zum Artikel „Übersetzungsblüten“ in nr. 6, s. 173

Dort wird von den Übertragungen von Rilkes Duineser Elegien ins englische gesprochen, und zwar von der siebten Zeile der ersten Elegie, wo es heißt: „Ein jeder Engel ist schrecklich.“ Diese Stelle ist in den zwei erwähnten Übertragungen verschieden wiedergegeben mit: „Round every angel is terror“ (Wydenbruck) und „Each single angel is terrible“ (Leihman und Spender), wobei im ersteren Fall eine Art „gruppenbildung“ um jeden Engel angedeutet wird, im zweiten Fall mit „each single angel“ jeder einzelne Engel als schrecklich bezeichnet wird. Hinweisend auf die zweite Übersetzung sagt Prof. Dr. H. Kellner weiter unten; „...: Rilke betont auch nicht, daß schon ein Engel genüge, um Schrecken einzuflößen.“ Dies stimmt aber nach meiner Auffassung nicht. Denn wenn Rilke aussagt: „Ein jeder Engel ist schrecklich“, so ist für mich ganz klar, daß eben schon jeder einzelne Engel Schrecken einjagt. Im Gegensatz dazu drückt sich Rilke zu Beginn der zweiten Elegie etwas abgeschwächer aus, wo es heißt: *Jeder Engel ist schrecklich*. Zwar wird auch hier klar ausgesagt, daß von jedem Engel Schrecken ausgehe, doch ist es weniger betont als im erstern Falle, wo mir die Übertragung von Leihman und Spender als die genauere erscheint mit dem durch *single* verstärkten *each* = *ein jeder*; doch ist sie vielleicht etwas weniger poetisch als die von Wydenbruck. — Man sieht, daß die Auffassungen schon in der eigenen Muttersprache auseinander gehen können, wie viel mehr dann in einer Fremdsprache!

E. Haller, Aarau

In Nr. 6 des „Sprachspiegels“ war die Rede von der Bedeutung des Kommas. An Hand verschiedener Beispiele wurde gezeigt, daß die Setzung eines Kommas oder seine Verschiebung den Sinn eines Satzes ganz ändern kann. Ein besonders eindruckliches Beispiel dafür liefert uns die Literaturgeschichte. Da es mit einer Hauptgestalt der mittelalterlichen Dichtung verbunden und wohl den wenigsten Lesern des „Sprachspiegels“ bekannt sein dürfte, soll es hier angeführt werden.

In seinem Abschiedslied von der Kreuzfahrt singt Hartmann von der Aue:

Und lebte mîn her Saladin und al sîn her
die'n brachten mich von Vranken niemer einen Vuoz.

Es ist zu beachten, daß die mittelalterlichen Handschriften keine oder eine höchst spärliche Interpunktion anwandten. Besonders in der Dichtung findet man oft keine andere Unterteilung der Rede als einen Schrägstrich (/) oder einen rubrierten Punkt zur Markierung des Versendes. Es ist daher Sache des Herausgebers, die notwendigen Satzzeichen zu setzen. Das aber war nun für die beiden obengenannten Verse eine besonders heikle Sache. Wo sollte man in diesem irrealen Bedingungssatz das Komma setzen? Je nachdem man es setzte, ergab sich ein anderer Sinn, und das war um so schwerwiegender, als die Verse durch den Namen Saladin eine Zeitangabe für Hartmanns Kreuzzug einschlossen. Es gab Herausgeber, die das Komma am Schluß des ersten Verses setzten. Also:

Und lebte mîn her Saladin und al sîn her,
die'n brachten mich von Vranken niemer einen Vuoz.

In diesem Fall ergab sich der Sinn, daß Saladin nicht mehr am Leben war, als Hartmann sein Abschiedslied sang. Sultan Saladin starb am 3. März 1193. Damit war zugleich auch gesagt, daß der Dichter nicht den Kreuzzug mit Kaiser Friedrich I. im Jahre 1189 gemacht hatte, sondern erst den nächstfolgenden von 1197. Das schien auch gefordert durch die sogenannte Witwenklage Reinmars, ein Lied, das ins Jahr 1195 fiel und das man als Vorbild für ein ähnliches Lied Hartmanns auffaßte.

Die Deutung und Auffassung der Stelle, die sie durch diese Kommasetzung erfahren hatte, blieb lange Zeit die herrschende, obwohl sie in mancher Hinsicht nicht befriedigte. Aber was sollte das vertrauliche „mîn her Saladin“ hier bedeuten? Oder warum mußte mit Saladin auch sein ganzes Heer den Tod kosten, obwohl Saladin nicht im Kampfe fiel? Das bleiben Schwierigkeiten, für die keine befriedigende Lösung gefunden wurde. Es gab daher immer einige, die eine andere Kommasetzung befürworteten und folgende Lösung vorschlugen:

Und lebte mîn her, Saladin und al sîn her
die'n brachten mich von Vranken niemer einen Vuoz.
Und lebte mein Herr, Saladin und all sein Heer
die brächten mich von Franken nimmer einen Fuß.

Bei dieser Kommasetzung behielt Saladin sein Leben, und er und sein Heer riefen den Kreuzfahrer zum Kampfe auf, und zwar im Kreuzzug von 1189. Dagegen wurde in diesem Fall der Tod von Hartmanns Dienstherr bezeugt. Wer dieser Dienstherr war, das gehörte bei den dunklen persönlichen Verhältnissen des Dichters zu den unbekanntem oder doch unsichern Dingen. Wohl gab es eine Auffassung, die von E. Schröder in Göttingen vertreten wurde, die in Hartmann einen Dienstmann der Zähringer sah, aber solange seine Aue unbekannt war, konnte dieses Dienstverhältnis nicht nachgewiesen werden. Volles Licht in dieses Dunkel hat erst die neueste Hartmann-Forschung gebracht, die Hartmann nachweist als zähringischen Dienstmann auf der Au bei Bremgarten im Aargau. Der gleiche Nachweis hat auch die zähringische Gründung von

Bremgarten an den Tag gebracht. Die Gründung erfolgte zwischen 1159 und 1179 unter Bertold IV., dem Städtegründer. Er ist Hartmanns Dienstherr, ihm gilt seine Totenklage. Er starb am 8. September 1186, drei Jahre vor Hartmanns Kreuzfahrt mit Barbarossa. Damit wird auch die Kommasetzung nach „*min her*“ als richtig ausgewiesen.

P. Alban Stöckli

Das Abzielen

... sodann unterstrich der Redner, daß er mit seinen Ausführungen auf eine durchgreifende Hebung des Straßenbewußtseins (vor 1945: Rassebewußtseins) abziele und daß er dieses ebenso wichtige wie echte Anliegen nicht nur dem Bundestag, sondern allen Verkehrsteilnehmern ans Herz lege...

Wir zitieren diesen plastischen Satz nicht wegen seines unabhkömmlichen „echten Anliegens“, sondern aus unterentwickelter Freude an dem neuerdings seuchenartig um sich greifenden „Abzielen auf...“ Immer seltener werden jene Redner, die beim Bedienen ihres Sprachgewehrs sich mit einem richtigen und schlichten Zielen auf ihren politischen oder werbetechnischen Satzgegenstand begnügen. Die meisten zielen vielmehr um jeden Preis, wenigstens in den offiziellen Berichten, ab auf Straßenbewußtsein, Entwicklungshilfe, Anhebung der Löhne, und sie merken dabei nicht, daß sie bei solchem Überzielen meistens das Ziel genauso verfehlen, wie wenn sie beim Scharfschießen zuviel Zielwasser getrunken hätten.

Wer nicht zielt, sondern abzielt auf, zielt auf und ab. Er zielt zugleich auf die Abirrung vom Ziel, und aus diesem Grunde gehen so viele abgezielte Wortschüsse daneben oder nach hinten los — weitab vom angezielten Adressaten jenes ewigen echten Anliegens.

P. W. W.

Vom Schnee zum Wasser

Walliserdeutsche Ausdrücke

Auf die Frage, ob es im Wallis geschneit habe, bekam ich die mundartlich bezeichnende Antwort: „Ja, am Pättsch!“ — Das Wort „Pättsch“ gibt phonetisch das haufen- oder schichtweise Herunter-„pättschen“ der Schneemassen vom Dach wieder. Die klangliche Wirkung ist ähnlich wie das auf-„tättschen“ harter Gegenstände. Ein Pättsch bedeutet allgemein einen Haufen, ohne genaue Mengenangabe. Zur Bezeichnung der Schneehöhe gibt es graduelle Unterschiede wie „as Griw“ (wenn das Geriesel die Erde kaum bedeckt), „Wieleta“ (solange man die Schneeschicht mit dem Fuß wegwühlen kann), „Chnäwwata“ (sobald sie bis ans Knie reicht, daß man waten muß). Wenn „di Guxa“ (Schneetreiben) dreinfährt, werden „Gwechechte“ (Wächten) angeweht, die bei Föhn und Sudelwetter zu „Lowwine“ ausgelöst werden können.

Schmilzt der Schnee, „pflätscht“ Schmelzwasser vom Dach (daher auch plättschern); im Hof aber gibt es Schnee-„Pflätsch“ und „Pfluder“, „Pfluntsch“ oder „Plotsch“. Das Tripf-Tropf beim Herunterträufeln vom „Trauf“-Kannel wird durch das Wort „Tripfe“ geräuschlich nachgeahmt. Läuft die Schmelze in eine Art Wasserfall aus, spricht man von einer „Schreji“ (schrejen = im Bogen sich ergießen). Für Wasseransammlungen bestehen Ausdrücke wie „Gieso“ (Ausguß), „Glutto“ (wenn es gluxt) und „Gillo“, woher Gulle abgeleitet ist. Wird das Wasser künstlich verhalten, ist es eine „Schwelli“, sonst eine „Schwetti“, worin Enten und Kinder gerne „schwädern“ und „g'schwädern“ (daher der Ausdruck „Gschwäder“ für eine fahrigere Person). Wasseransammlungen mit unberechenbaren Ausbruchfolgen nennt man „Wieggisch“ (im Bernbiet mit Ueggisch als murgangartiger Aufstoß erklärt).

Hiezu noch einige spruchmäßige Redensarten, die das Thema „Schnee und Wasser“ ähnlich beleuchten.

„äs rägnleret, äs schnierlet,
äs geit a chiele Wind . . .“*

Lautung wie Sinn dieser Verszeilen dürften als Kinderreime allbekannt sein. Die nun folgenden charakterisieren wohl mehr die Denkweise als geheime Gefühle einer frisch Verheirateten, welche ihren „Goüch“ (das heißt den Erwählten, in abschätzigem Sinne gemeint) lieber nicht alle Tage vor Augen haben möchte:

„Ds Mätteli liit halbi Zit unner dum Schnee,
aber min Goüch müoß ich jetzt immer g'seh!“*

Die mit Humor geprägten Ausdrücke lassen erkennen, daß die meisten aufs Gehör abgestellte Nachahmungen von Geräuschen und Tönen sind (Klangworte). Auffallen mag ferner, daß an Endungen ebenso häufig tiefe (a, o, u) wie hohe Laute (e, i) vorkommen, wovon erstere im Talgrund eher überwiegen. Das gewonnene Sprachbild erweckt fast den Anschein, als ob die geographische Höhenlage einflußreich wäre.

A. L. Schnidrig, Pratteln

Der „Blick“ — ein Monstrum

Im „Republikaner“ haben wir folgende Darlegung gefunden:

Die herkömmliche „klassische“ Presse entstand aus einer Notwendigkeit heraus. Ob als Sprachrohr einer politischen oder religiösen Gemeinschaft oder als Informationsquelle im Dienste irgendwelcher Körperschaften, immer — oder fast immer lag ein gewichtiges Motiv zugrunde, welches ihr Zustandekommen rechtfertigte und ihr ein inneres Leben gab. Ihrer Zweckbestimmung und Aufgabe gemäß ist sie gewachsen und hat Gestalt angenommen. Sie personifiziert sich mit ihrem Leser und wird selbst zur Person: mit Kopf, Körper, Herz, Seele, Hand und Fuß.

Der „Blick“ (und ähnliche Erzeugnisse) aber ist eine Erfindung der Neuzeit. Er ist ein „Homunculus der Presse“, dessen Väter gewandte Psychologen waren. Dieses künstliche Gebilde hat im Gegensatz zur erwähnten Presse keinen Körper, sondern besteht vielmehr aus Extremitäten. (Jene fünf Extremitäten, die bekanntlich mit B beginnen.) Jede dieser Extremitäten führt ein selbständiges Eigenleben. Dieses hydraähnliche Wesen, durch das kein Tropfen warmen Blutes fließt, erhält seine Lebenssubstanz von Motivforschern, PR-Leuten, Marktforschern, Absatzförderern und weiteren Spezialisten, die stets nach den neuesten Erkenntnissen der Freudschen Lehre den Wünschen des Mannes und der Straße gerecht werden. Ein Monstrum also, das auch das Letzte zerfetzt, was wir noch eigen nennen können — unser Innenleben.

Wenn nun der „Blick“ auf der Suche nach frischem Blut ist, dann tut er das genau so intensiv, wie er einem armen Schlucker hilft. Die Hand, die Blut und Busen gleichzeitig berührt, faltet sich zum Gebet, wenn sie vom Konzil berichtet. Die soziale Hilfsbereitschaft ist ein vorzüglicher Kassenschlager ohne ethischen Hintergrund. Sie wird zur Farce, wenn nicht gar zur Gotteslästerung. So sehen die „positiven“ Seiten des „Blicks“ aus . . .

„Blick“ schreibt nichts, was den Motivforschern und Public-Relations-Leuten zuwiderläuft. Dasselbe finden Sie in der „Bild“-Zeitung auch. Der politische „Mut“ ist genormt und wird nie leidenschaftlich.

Der „Blick“ ist eine kommerzielle Angelegenheit. Eine marktübliche Handelsware allerdings, die bei jedem homo sapiens einen „heiligen Zorn“ entfachen

* Diese und ähnliche Redensarten finden sich in der Monographie „Buntes Grächer Mosaik“ 1958, Eigenverlag des Verfassers

muß, weil es keine Ware mit Herz und Seele ist, sondern das Produkt kalt errechneter Kaufmotive.

Willy Odermatt, Zürich

Schweizer Mitbringsel

Ein Deutscher sammelt Wörter in der Schweiz

Aus der Schweiz, so meint Anja, hätte ich bunte Bauernkeramik mitbringen sollen. Oder etwas Handgeschnitztes. Oder ein zartes Batisttuch. Oder ganz bunt und bäuerlich bemalte Kleiderbügel. Oder doch zumindest Fondue-Käse und Schokolade.

Sie ist nicht zufrieden mit mir und meinen Mitbringseln, die sich weder praktisch verwenden noch als Erinnerungsstücke begreifen und befühlen lassen.

Warum ich nicht wenigstens einen oder zwei Steine für unsere Sammlung mitgebracht hätte? Oder originelle Streichholzschachteln? Oder Zuckerpapier?

Nein, sie ist nicht zufrieden. Ich selbst jedoch betrachte das, was ich aus der Schweiz mitgebracht habe, mit größtem Wohlgefallen und habe meine Freude daran. Es ist einmal etwas anderes. Man muß es weder einkleben noch abstauben noch essen noch beschriften.

Was das ist? Es ist ganz einfach eine kleine Wörtersammlung. Statt Steinen und Zuckerpapier habe ich Schweizer Wörter gesammelt: auf den Speisekarten, in den Auslagen der Schaufenster, in den Zeitungen, von Plakaten und aus Gesprächen habe ich sie zusammengelesen.

Voilà. Zu meinen liebsten Stücken gehört das Wort „pröbeln“, das eine zärtlich-versponnene, dem schwäbischen „*difteln*“ (verwandte Form von „probieren“) ist. „Er pröbelte viel daran herum“ (der Erfinder einer Maschine) — wie könnte man das treffender und liebevoller sagen?

Auch „zügeln“ (statt umziehen) gefällt mir sehr gut. „Wir zügeln“ stand an einem Geschäft in Zürich zu lesen. Das klingt so leicht, so lustig, als schwebe der ganze Hausrat auf Flügeln statt in einem Möbelwagen davon.

„Rösti“ — wie finden Sie Rösti? Läuft einem nicht das Wasser im Munde zusammen bei dem vertrauenerweckenden, in Butter vor sich hinbrutzeln den Wort Rösti, das sich den Mittelplatz ausgesucht hat zwischen den schneidigen norddeutschen Bratkartoffeln und den „gröschte Kartoffla“, an denen wir Schwaben herumwürgen? Rösti — schade, daß man Wörter nicht einfach so in Umlauf setzen kann wie Briefmarken oder Münzen.

Rösti fand ich in Gesellschaft von Milchmastgüggeli, Nierli, Leberli, Spätzli, Wienerli und Pflümliwasser auf einer ganz seriös und geschäftlich mit der Maschine geschriebenen Speisekarte. Wo? Ob Sie es glauben oder nicht: im „*Goldenen Schäfli*“ in St. Gallen.

Zwei Wörter, die vielleicht weniger lieb und zärtlich klingen als Rösti und seine Anverwandten, die aber dennoch eines gewissen herben, altmodischen Reizes nicht entbehren, das sind die Wörter „*Automobilistin*“ und „*Bürolistin*“.

Als Automobilistin durch die Gegend zu brausen, mit Windschutzbrille, Haube und flatterndem Schal, das könnte man selbst als Autogegner noch interessant finden. Doch leider sehen die Schweizer Automobilistinnen auch nicht anders aus als die Autofahrerinnen hierzulande. Auch die Bürolistinnen tragen nicht, wie man vermuten könnte, Ärmelschoner und Hornbrillen, sondern sind gepflegte Damen, die sogar etwas fertigringen, was unsere Sekretärinnen nicht können: sie können ihren Chef „*bescharmen*“.

Schön beisammen, weil sie zusammen gehören, liegen in meiner Sammlung „*parkieren*, *offerieren*, *urbarisieren*“. Sicher gibt es von dieser Sorte Wörter noch mehr, aber eine Sammlung, die man nicht immer noch vervollständigen; der man nicht immer noch Neues hinzufügen könnte, ist schließlich keine richtige Sammlung.

„Die eindrucklichste Besammlung verlief ohne Unterbruch und war deshalb innert kürzester Frist zu Ende.“ Nein, soviel Glück hat niemand, daß er gleich einen ganzen derartigen Satz findet. Ich habe ihn aus lose bei mir herumfahrenden Wörtern zusammengefädelt, ohne sicher zu sein, ob ein Schweizer ihn „maximal“ fände. Eine Besammlung, so habe ich mir sagen lassen, ist nämlich etwas anderes als eine Versammlung. Sie drückt das Zusammenströmen der Leute aus, eine Tätigkeit gewissermaßen, während die Versammlung einen Zustand meint und so eigentlich nur sie von längerer Dauer sein kann. Mein bestes Stück habe ich mir bis zuletzt aufgehoben. Es ist das Wort „währschaft“. So viel und eifrig ich nach dem Sinn dieses Wortes gefragt habe, niemand hat ihn mir so recht erklären können. Währschaft — ja, eine Bauern- tochter kann währschaft sein, ein Mann kann es sein, ein Haus, ein Buch. Und was das ist, währschaft? Nun, es ist eben . . . eben währschaft. Mir fällt bei diesem Wort der Kirchturm von St. Peter in Zürich mit seinem riesengroßen Zifferblatt ein — und die behäbigen Berner Laubengänge — und der freundliche arglose Schaffhauser Zollbeamte — und die Gewehre in der Gepäckabgabe des Zürcher Hauptbahnhofes — und eine halb bäuerliche, halb ritterliche Wirtsstube in St. Gallen. Vielleicht ist das alles gar nicht währschaft — aber indem ich an diesem kräftigen, handfesten, soliden Wort herumrätele, wünsche ich mir, noch so oft in die Schweiz zu kommen, bis ich dieses nach Wahrheit und Freiheit schmeckende „währschaft“ von allein verstehen werde. *iso, in der „Stuttgarter Zeitung“*

Aus dem Verein

Abonnement

Im Mai werden die Nachnahmen für den „Sprachspiegel“ versandt.

Die Aussprache des Hochdeutschen am Schweizer Radio

In der „Neuen Zürcher Zeitung“ hat am 18. November 1962 (Nr. 4534) Herr Armin Ziegler, Mitglied unseres Vereins, den Nachrichtendienst der Schweizerischen Depeschenagentur aufs Korn genommen, der stark beachtet wurde. Er übte ausschließlich an den Aussprachekünsten der Nachrichtensprecher Kritik. Der Zürcher Sprachverein benützte den Anlaß, den Studios und der Depeschenagentur einen Brief zu schreiben und eine bessere Sprechkultur am Radio zu wünschen. Diesen Brief unterzeichnete auf Wunsch des Geschäftsführenden Ausschusses auch der Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Prof. Dr. Linus Spuler, und der Schriftführer, Dr. Dr. K. Brüderlin.

Überraschenderweise hat man uns bereitwillig Gehör geschenkt. Am 20. März 1963 hatten mehrere Mitglieder unseres Vereins Gelegenheit, im Studio Zürich mit Vertretern aller drei deutschschweizerischen Studios und der Depeschenagentur zu reden. Wir konnten uns davon überzeugen, daß die drei Studios in Basel, Bern und Zürich alles tun, was man von ihnen wünschen kann, aber nicht alles erreichen, was sie erreichen möchten. Die Depeschenagentur klärte uns darüber auf, ihre wichtigste Sorge müsse es sein, zu hundert Prozent sachlich, wahrheitsgetreu und neutral zu sein. Man darf ihr denn auch das Lob